

**HEYNE
HARD
CORE**

IRVINE WELSH

KURZER ABSTECHER

Roman

Aus dem schottischen Englisch
von Stephan Glietsch

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe THE BLADE ARTIST erschien 2016
bei Jonathan Cape, London

*Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text enthaltene externe
Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung eingesehen
werden konnten. Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss.
Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.*



Verlagsgruppe Random House FSC® Noo1967

Copyright © 2016 by Irvine Welsh
Copyright © 2017 der deutschsprachigen Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
Redaktion: Thomas Brill
Umschlaggestaltung: Johannes Wiebel / punchdesign, München
Umschlagabbildung: © Johannes Wiebel,
unter Verwendung eines Motivs von shutterstock.com
Satz: Schaber Datentechnik, Austria
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany

ISBN: 978-3-453-27118-0

www.heyne-hardcore.de

Für Don DeGrazia

»Der Mensch ist die einzige Kreatur,
die sich weigert zu sein, was sie ist.«

Albert Camus

1 DER STRAND

Jim Francis hebt Eve dem Himmel entgegen. Der Anblick der strahlenden Sonne, die direkt hinter ihrem Köpfchen hervorzu brechen scheint, schenkt ihm einen kurzen Moment der Transzendenz, den er voll auskostet, bevor er das Kind wieder absetzt. Der heiße Sand wird ihm bald die nackten Fußsohlen verbrennen, denkt Jim, als er den Blick von der gleißenden Aura losreißt, und er muss aufpassen, dass sich Eve keinen Sonnenbrand holt. Momentan geht es ihr allerdings prächtig: Mit maschinengewehrartigem Gekicher feuert sie ihn an, das Spiel fortzusetzen.

Selbstständige Arbeit hat den wunderbaren Vorteil, dass man ganz nach Belieben über seine Zeit verfügt und sich freinehmen kann, wann immer man will. Jim weiß das zu schätzen. Während am Morgen des 5. Juli alle anderen ihren Nationalfeiertagskater ausschlafen, ist er mit seiner Frau und seinen beiden kleinen Töchtern schon bei Sonnenaufgang am Strand. Abgesehen von ein paar kreischenden Seevögeln sind sie hier mutterseelenallein.

Die erste Zeit nach seinem Umzug hierher hatten sie in Melanies Zweizimmerwohnung im kalifornischen Universitätsstädtchen Isla Vista gelebt, unweit ihrer Arbeitsstelle auf dem Uni-Campus. Jim liebte die Nähe zum Meer und besonders den Küstenpfad von Goleta Point nach Devereux Slough, wo ihnen unterwegs manchmal nur ein einzelner Strandgutsammler oder Surfer begegnete. Als erst Grace und dann Eve geboren wurden, zogen sie in ein Haus nach Santa Barbara um, und an die Stelle der Küstenwanderungen traten kürzere Ausflüge.

Heute Morgen sind sie extra früh aufgestanden – zum Tiefstand der Ebbe – und haben ihren Grand Cherokee oben an der

Lagoon Road geparkt. Von dort stapften sie los, mit alten Turnschuhen an den Füßen, denn der Strand ist mit Teerklumpen von den nahe gelegenen Ellwood-Ölfeldern übersät: Schauplatz des einzigen Bombenangriffs auf das amerikanische Festland während des Zweiten Weltkrieges. Vorbei an dem Sandsteinkliff, das den Campus von Santa Barbara vom Pazifik trennt, strebten sie dem ruhigen Tiefblau der Lagune entgegen. Die Gezeitentümpel und die darin gestrandeten Krebse faszinierten die Mädchen, und auch Jim konnte sich nur zögernd von ihnen lösen, so sehr steckte ihn die kindliche Begeisterung seiner Töchter an, die ihn an seine eigene Kindheit erinnerte. Doch später am Goleta Point würde es noch mehr Krebse zu sehen geben, also schlenderten sie weiter, um schließlich unterhalb der Klippen ihr Lager aufzuschlagen. Das Wochenende und die vorlesungsfreie Zeit hatten sich mit den nächtlichen Stürmen zusammengetan, um den Strand leerzufegen.

Zwar ist das für diese Zeit ungewöhnlich raue Wetter zuletzt etwas besser geworden, doch die unruhige See hat große Sandbänke aufgeworfen. Wer nicht warten will, bis die Flut einsetzt, muss sie erst überwinden, um ans Meer zu gelangen. Jim hat seine Schuhe abgestreift und sich in dem Wissen, dass seine Dreijährige genauso ungeduldig ist wie er selbst, die kleine Eve geschnappt, während Melanie die Strandtücher ausgebreitet und es sich mit der fünfjährigen Grace gemütlich gemacht hat.

Jetzt pflügt Jim durch die Wellen, stemmt seine Tochter in die Höhe und ergötzt sich erneut an ihrem glucksenden Gekicher. Die Sanddünen verdecken die Sicht auf Melanie und Grace, doch er weiß, dass Eve die beiden sehen kann. Jedes Mal wenn er sie mit ausgestreckten Armen über seinen Kopf hebt, hat sie ihre Mutter und ihre Schwester im Blick und zeigt freudig mit dem Finger in ihre Richtung.

Plötzlich ist etwas anders.

Als er seine Tochter wieder in die Luft hebt, lässt sie die Händchen sinken. Sie schaut in dieselbe Richtung wie zuvor – Jim folgt ihrem Blick bis zum Grat der Sandbank –, doch ihr Gesicht

hat sich verändert. Sie wirkt verwirrt. Sein Herz klopft schneller. Er zieht sie an seine Brust und stapft den Hang hinauf. Im Sand bereitet ihm sein Bein erhebliche Probleme beim Laufen, doch kaum dass Melanie und Grace endlich in Sichtweite sind, legt er, anstatt langsamer zu werden, noch mal einen Schritt zu.

Beim Anblick von Jim und Eve, deren Silhouette sich im die-sigen Licht über den Kamm der Düne schiebt, empfindet Mel-anie Erleichterung und Furcht zugleich. Vielleicht werden sie nun verschwinden, die beiden Männer, die plötzlich am Strand auf-getaucht waren, vermutlich über einen der Schotterpfade, die sich von den Klippen herabschlangelten. Melanie hatte die Män-ner aus den Augenwinkeln wahrgenommen, aber zunächst nicht weiter beachtet. Sie hatte die beiden für Studenten gehalten – bis sie sich direkt neben ihr und ihrer Tochter in den Sand setzten. Da hatte sie Grace gerade die Arme mit Sonnenmilch eingerie-ben und wollte eben damit beginnen, sich selbst einzucremen.

— Darf ich Ihnen dabei zur Hand gehen?, fragte einer der Männer mit schiefem Lächeln. Der Klang seiner Stimme ließ sie frösteln: Er war nicht mal lüstern, sondern kalt und sachlich. Der Kerl trug eine Sonnenbrille und ein schwarzes Achselhemd, das seine muskelbepackten Arme entblößte. Mit der Hand strich er sich über den kurz geschorenen Schädel. Sein Kumpan war kleiner. Das strähnige blonde Haar fiel ihm in die stechenden blauen Augen, und sein Grinsen war von abstoßender Bosheit.

Sie schwieg. Das waren keine Studenten. In ihrem früheren Job hatte sie oft in Gefängnissen gearbeitet, und diese beiden Kerle rochen selbst gegen den Wind noch nach Knast. Sie war hin- und hergerissen, schließlich hatte sie sich früher für solche Männer eingesetzt. Für Männer, die überzeugend den Eindruck vermittelten, sich gebessert zu haben. Doch wie viele von ihnen gerieten, nachdem die Gesellschaft sie wieder aufgenommen hatte, erneut auf die schiefe Bahn? Melanie war nicht leicht zu verängstigen, aber der Knoten in ihrem Bauch sagte ihr, dass die beiden keine harmlosen Störenfriede waren. Grace drängte ihre Mutter mit flehendem Blick, etwas zu tun oder zu sagen. Melanie

hätte ihrer Tochter gerne irgendwie vermittelt, dass es in diesem Moment das Beste war, Ruhe zu bewahren und einfach gar nichts zu tun. Suchend blickte sie zu den Klippen hinauf und den Strand entlang, doch es war keine Menschenseele zu sehen. Dieser sonst so belebte Ort wirkte gespenstisch verlassen.

Dann stapft Jim durch den Sand auf sie zu. Eve klammert sich an ihm fest und zeigt mit ihrem pummeligen Finger auf Melanie.

— Hast du deine Zunge verschluckt, Schlampe?, keift der Kerl in Schwarz. Sein Name ist Marcello Santiago, und er ist es gewohnt, eine Antwort zu erhalten, wenn er Frauen eine Frage stellt.

Jim hat sie beinahe erreicht, doch Melanie gerät allmählich in Panik. *O Gott, Jim*. — Hören Sie, bitte gehen Sie jetzt, da kommt mein Mann, sagt sie mit ruhiger Stimme. — Sie haben doch den ganzen Strand für sich, wir machen nur einen Ausflug mit den Kindern.

Marcello Santiago steht auf und blickt Jim entgegen, der Eve auf dem Arm behält, als er dem Fremden endlich gegenübersteht. — Uns gefiel die Idee, bei eurem kleinen Picknick mitzumachen, begrüßt Santiago ihn mit einem Grinsen.

Der blonde Mann, der sich Damien Coover nennt, hat sich ebenfalls erhoben, bewegt sich aber keinen Zentimeter von Melanie und Grace weg.

— Was ist los, Daddy?, fragt Grace und sieht ihren Vater verunsichert an.

Ohne einen Anflug von Nervosität sagt Jim zu Melanie: — Nimm die Mädchen, und geh mit ihnen zum Auto.

— Jim ..., fleht Melanie und starrt erst ihn, dann Damien Coover und schließlich ihre Töchter an, bevor sie Grace auf die Füße zieht.

Jim legt ihr Eve in die Arme, wobei er Santiago und Coover keinen Moment aus den Augen lässt. — Geh zurück zum Auto, sagt er noch einmal.

Melanie zieht die Mädchen näher an sich heran und läuft zögernd in Richtung des kleinen Parkplatzes oben an der Uferböschung. Als sie kurz zurückblickt, bemerkt sie, dass ihre Tasche

noch auf dem Strandtuch liegt. Darin befinden sich Jims und ihr Handy. Die Tasche steht offen. Melanie sieht, dass Coover es sieht. Jim bemerkt es ebenfalls. — Nun geh schon, drängt er sie noch einmal.

Coover starrt Melanie hinterher, als sie mit ihren Kindern über den Strand davoneilt. Der Bikini entblößt ihren straffen, gebräunten Körper, aber Angst und Panik verleihen ihren sonst so graziösen Bewegungen etwas Unschönes, Gequältes und Gebrochenes. Das hält ihn nicht davon ab, ein lüsteres Grinsen aufzusetzen. — Da hast du dir ja mal ne heiße Muschi aufgerissen, sagt er zu Jim Francis, und sein Kumpel Santiago, der bis eben damit beschäftigt war, seine Fäuste abwechselnd zu ballen und wieder zu öffnen, lacht mit.

Jims Reaktion beschränkt sich auf einen kalten, abschätzenden Blick.

Santiago und Coover bleibt nichts anderes übrig, als den schweigenden Mann in der olivgrünen Badehose ebenfalls zu mustern. Mit seinem braungebrannten, muskulösen, aber ungewöhnlich vernarbten Körper wirkt er in dieser Familie, die sonst nur aus blonden kalifornischen Frauen besteht, eigenartig deplatziert. Sein Alter ist nur schwer zu schätzen: mindestens vierzig, vielleicht sogar fünfzig, womit er gute zwanzig Jahre älter wäre als die Frau in seiner Begleitung. Was, fragt sich Santiago, hat dieser Typ zu bieten, dass er so ein geiles Stück Arsch abkriegt? Kohle? Schwer zu sagen, aber irgendwas an diesem Kerl ist schräg. Er starrt ihn und Coover an, als würde er sie von irgendwoher kennen.

In Gedanken geht Santiago eine Liste von Hinterzimmer- und Knastbegegnungen durch – ohne fündig zu werden. Nichts. Aber dieser Blick ... — Wo kommst du her, Alter?

Jim bleibt stumm. Sein Blick wandert von Santiagos dunklen Brillengläsern zu Coovers blauen Augen.

— Glotz nicht so blöd, sagt Coover und verrät durch die in die Höhe schießende Stimmlage seine Nervosität. Er greift in den Stoffbeutel zu seinen Füßen und zieht ein großes Jagdmesser

hervor, mit dem er vor Jim Francis herumwedelt. — Ist es das, was du willst? Verpiss dich von hier, solange du noch kannst!

Jim fixiert für einige Sekunden fasziniert das Messer. Dann bückt er sich, ohne Coover dabei aus den Augen zu lassen, nach der Tasche und dem Strandtuch, dreht sich langsam um und folgt Frau und Kindern. Den beiden Männern fällt auf, dass er leicht humpelt.

— Scheißkrüppel, brüllt Coover und schiebt das Messer zurück in den Beutel. Jim bleibt kurz stehen, atmet tief durch und geht weiter. Im Hohngelächter der beiden Typen schwingt Erleichterung darüber mit, dass er statt der Konfrontation lieber das Weite sucht. Was sie beunruhigt, ist nicht nur seine kräftige Gestalt und ein Auftreten, das vermittelt, er würde notfalls bis zum Tod kämpfen, um seine Familie zu verteidigen. Da ist noch mehr: die vernarbte Haut an Körper und Händen, als hätte er umfangreiche Tätowierungen entfernen lassen. Die feinen, aber zahlreichen Narbenkonstellationen im Gesicht. Aber ganz besonders seine Augen. Ja, denkt Santiago, sie deuten darauf hin, dass er in eine andere Welt gehört als die, in der diese Frau und ihre Kinder leben.

Jim erreicht den Grand Cherokee, der auf dem Schotterplatz hinter dem Strand parkt, fünfzig Meter von der asphaltierten Straße entfernt. Daneben steht noch ein weiteres Fahrzeug: ein runtergekommener Pick-up. Für einen Moment macht sich Panik in ihm breit, da er weder Melanie noch die Mädchen entdecken kann. Doch das liegt nur an der aufsteigenden Sonne, die hinter den Wolken hervortritt und sich in den Autofenstern spiegelt. Seine Familie sitzt sicher im Wagen, und als Jim ebenfalls einsteigt, löchert ihn Grace sofort mit Fragen. Wer waren diese Männer? Was wollten sie? Waren sie böse? Er schnallt sie und Eve auf der Rückbank an und klettert auf den Beifahrersitz. Melanie lässt den Motor an. — Wir sollten zur Polizei gehen, flüstert sie, als sie an dem Silverado der beiden Männer vorbeifahren, und nachdem sie sich vergewissert hat, dass Grace schon mit einem Spielzeug beschäftigt ist, fügt sie hinzu: Ich hatte solche

Angst. Diese Typen führten nichts Gutes im Schilde. Ich musste sofort an Paula denken. Keine Ahnung, was ich getan hätte, wenn du nicht gekommen wärst.

— Lass uns erst mal die Mädchen nach Hause bringen, sagt Jim sanft, legt die Hand auf ihr Knie und spürt, dass sie immer noch zittert. — Zur Polizei kann ich auch danach noch gehen.

Nach einer kurzen Fahrt über den Highway 101 ist es nur noch eine Meile bis zu ihrem Zuhause in Santa Barbara. Die kleine Villa im spanischen Kolonialstil steht nur wenige Blocks vom Meer entfernt. Melanie setzt den Grand Cherokee in die Auffahrt. Jim wartet, bis sie und die Kinder ausgestiegen sind, bevor er in der zweiten Garage verschwindet, die er zur Werkstatt umgebaut hat. Sekunden später taucht er wieder auf und steigt zurück ins Auto. Melanie sagt kein Wort, aber als sie dem Wagen nachsieht, überkommt sie erneut ein mulmiges Gefühl.

2 DER LIEFERJUNGE 1

Das Blut sickerte aus dem eingeschlagenen Schädel des Mannes. Endlich war es still, nichts rührte sich mehr. Ich trat vom Leichnam zurück und blickte hinauf zu den massiven, abweisenden Mauern. Am schwarzen Nachthimmel über mir schimmerte der Vollmond durch die aufgeblähten, malvenfarbenen Wolken und tauchte die in den Stein eingelassenen Metallringe in sein fahles Licht. Nach dem vorangegangenen Horror war ich völlig erledigt und hatte keinerlei Kraft mehr in meinen schwachen, kleinen Beinen. Wie zum Teufel soll ich da je wieder raufkommen?, fragte ich mich.

3 ÜBERLEGUNGEN

Als Jim einige Stunden später zurückkommt, spielt Melanie mit den Kindern hinten im Garten, abseits der hölzernen Terrasse unter einer Gruppe alter Obstbäume. Sie hat sich ein ausgeklügeltes Spiel ausgedacht, rund um das große, rot gestrichene Puppenhaus, an dem er fast ein ganzes Jahr gewerkelt hat. Die Mädchen lieben es, vor allem weil Jim darin eine ganze Reihe verzwickter Seilzüge, Rampen und Kugellager verbaut hat, die diverse verhängnisvolle Überraschungen für die darin lebenden Puppen in Gang setzen. Auf dem Rasen liegen Unmengen von Bonbonpapieren und Spielzeugen verstreut: Zeugnisse von Melanies Versuch, den Tag nach dem abgebrochenen Strandausflug noch irgendwie zu retten.

Sie steht auf und geht zu ihm. — Hast du mit der Polizei gesprochen?

Jim antwortet nicht.

— Hast du nicht, oder?

— Nein. Ich konnte es nicht. Die Polizei zu rufen liegt mir einfach nicht in den Genen, entgegnet Jim schnaubend.

— Wenn Psychopathen Frauen und Kinder bedrohen, melden normale Bürger das der Polizei, blafft Melanie. — Heilige Scheiße, du weißt doch, was Paula zugestoßen ist.

Jim runzelt die Stirn. Bei Paula waren die Umstände – zwei Kerle, noch dazu Studenten, die sie kannte – völlig anders gewesen. Aber er wird sich über solche Details nicht streiten.

Als Melanie merkt, dass sie bevormundender auftritt als beabsichtigt und dass dieses Verhalten bei Jim gar nicht gut ankommt, reibt sie beruhigend seinen Arm und haucht flehend seinen Namen: — Jim ...

Jim blinzelt ins Sonnenlicht, das über ihnen durchs Blätterdach der großen Eiche fällt, und atmet tief ein. Melanie sieht, wie seine Brust sich weitet. Dann atmet er wieder aus. — Ich weiß ... das war dumm von mir. Ich habe es einfach nicht über mich gebracht. Also bin ich zurückgefahren, um zu sehen, ob die Kerle dort immer noch ihr Unwesen treiben.

— Du bist *was?*, keucht Melanie. — Das ist doch wohl nicht dein Ernst?

— Sie waren schon weg, der Strand war verlassen. Ich hatte wirklich nicht vor, mich mit ihnen anzulegen, erklärt Jim schmal-lippig. — Ich wollte nur sichergehen, dass sie keine anderen Leute belästigen. Wenn sie das nämlich getan hätten, ich meine, sich auf dem Campus rumtreiben und für Ärger sorgen, dann hätte ich ...

— Dann hättest du *was?*

— Ich hätte den Sicherheitsdienst der Uni gerufen.

— Genau das werde ich jetzt tun, kündigt Melanie an und geht in die Küche, um ihr Handy zu holen, das auf der Frühstückstheke liegt.

Jim folgt ihr ins Haus. — Mach das lieber nicht ...

— Was ...

— Ich hab doch was angestellt, gesteht er und beobachtet, wie ihre Gesichtszüge entgleiten. — Nicht mit den beiden Kerlen. Aber mit ihrem Auto. Ich hab einen brennenden Lappen in den Tank gesteckt und die Karre in die Luft gejagt. Es wäre vermutlich besser, wenn die Bullen und der Sicherheitsdienst nicht erfah- ren, dass wir dort waren.

— Du ... du hast was ...?

Als er seine Erklärung wiederholt, denkt Melanie an diese Arschlöcher und ihre herablassenden, unterschweligen Drohungen. Sie fragt sich, wie diese Typen wohl reagieren, wenn sie ihr zerstörtes Auto sehen. Sie schaut ihren Mann an, fängt an zu lachen und schlingt ihre Arme um seinen Hals. Jim lächelt und blickt über ihre Schulter aus dem Fenster. Im Garten macht Grace ihrer Schwester gerade eine Gänseblümchenkette.

4 DIE WERKSTATT

Aus den Boxen dröhnt *Chinese Democracy* von Guns N' Roses. So laut, dass es Martin Crosby beim Betreten des Studios fast zurück durch die schwere, metallbeschlagene Schiebetür drückt. Eine mehrteilige Stereoanlage und zwei alles dominierende Riesenlautsprecher sind in einen von Fenstern und Oberlichtern erhellten Raum gequetscht, der kaum genug Platz für Brennofen, Staffelei und die auf dem Fußboden gestapelten Farben und Materialien bietet. Auch die Werkbank ist vollgestellt, von Jim Francis fehlt jedoch jede Spur. Dafür sieht Martin auf den Regalen die Köpfe von Hollywood-Schauspielern und Popstars, die er sogar zuordnen kann – trotz der grotesken, kreativen Verstümmelungen, die der Künstler ihnen zugefügt hat. Einem Filmstar wurde das Gesicht zerschnitten und mit groben Stichen wieder zusammengenäht. Ein Serienheld ist von einem riesigen Tumor verunstaltet, der ihm aus der Wange wuchert. Einem Popsternchen wurde auf grausame Weise ein Auge geraubt.

Plötzlich setzt die Musik aus, und wie aus dem Nichts steht Francis mit der Fernbedienung in der Hand neben ihm. Martin zuckt vor Schreck zusammen. Wie es seine Art ist, hält der Künstler es offenbar nicht für nötig, seinen Agenten zu begrüßen. Martin Crosby, selbst ein ruhiger, wortkarger Mann, der statt zu viele Worte zu verlieren lieber zuhört, während er über die silbernen Ränder seiner Brille lugt, hat viele undankbare Klienten. Einige von ihnen betrachten seine Tätigkeit bestenfalls als notwendiges Übel. Und doch ist bislang noch nie einer darunter gewesen, der sich so – *ablehnend* ist nicht das richtige Wort, denn das wäre noch zu positiv ausgedrückt –, so *feindselig* verhält wie

Francis. Martin hat sich gerade zweieinhalb Stunden über die verstopfte Schnellstraße hierhergequält, um dem Künstler seine Unterstützung bei dessen anstehender Ausstellung anzubieten. Doch alles, was er von ihm zu hören bekommt, ist ein mürrisches: — Was willst du denn hier?

Als Martin ihm den Grund seines Besuchs darlegt, streicht sich Jim Francis über den Bart, der auf die gleiche Länge gestutzt ist wie die Stoppeln auf seinem Kopf. — Läuft alles bestens. Nimm dir ein Wasser, sagt er nur und deutet auf einen kleinen Kühlschrank, bevor er auf die Fernbedienung drückt und Martins Gehör abermals von reizloser, überproduzierter Rockmusik attackiert wird. Er will noch etwas erwidern, sieht aber ein, wie fruchtlos das ist, denn Francis hat sich schon wieder einer seiner Skulpturen gewidmet. Über die Büste gebeugt, knetet er sie mit seinen großen schwieligen Händen brutal durch, um anschließend mit diversen Messern an ihr herumzusäbeln.

Ein Anblick, den man nicht so schnell vergisst. Jim Francis bei der Arbeit zu sehen war die strapaziöse Fahrt beinahe wert. Natürlich arbeiten die meisten Bildhauer mit großem körperlichem Einsatz, aber in Martins Augen hat es den Anschein, als würde Francis' kontrollierte Wut vom hackenden, schneidenden Gitarrenlärm und dem heiseren Gesang der Musik dirigiert – und zwar so sehr, dass diese beim Modellieren offenbar seine Hand führt. Es ist, als würde die Band diesen Kopf gestalten, indem sie Jim Francis als ihr Werkzeug benutzt. An der Wand neben ihm hängen an Magnetstreifen alle möglichen Messer. Größtenteils die üblichen, schmalen Klingen aus rostfreiem Stahl, die auch andere von Martins Klienten für ihre Skulpturen verwenden. Doch es sind auch größere Messer darunter, die eher wie Jagdwaffen aussehen, während andere eine gewisse Ähnlichkeit mit Chirurgenbesteck haben. Er erinnert sich daran, wie Francis einmal in einem Interview sagte, dass er gern Werkzeuge benutzt, die man für gewöhnlich nicht mit der Bildhauerei in Verbindung bringt.

Jim Francis ist ein seltsamer Kauz, das steht für Martin außer Frage. Obwohl das bei seinem Kundenstamm kaum als Alleinstel-

lungsmerkmal gilt. Künstler sind nun einmal Künstler. Martin würde gerne über die für nächsten Monat geplante Ausstellungseröffnung und die bestmögliche Präsentation der Kunstwerke sprechen. Und vor allem will er sich vergewissern, dass auch wirklich alle Stücke rechtzeitig fertig werden. Das ist gar nicht so einfach. Francis hat zwar einen E-Mail-Account, antwortet aber weder auf Martins Mails noch auf dessen Textnachrichten. Telefonate mit ihm sind – wenn er sich denn überhaupt dazu herablässt dranzugehen – Übungen in schroffem Minimalismus. Bei ihrem letzten Gespräch kam Jim Francis gerade mal ein Satz über die Lippen. Denk dran, Rod Stewart zur Vernissage einzuladen, forderte er in seinem harschen Akzent, bevor er auflegte.

Also ist Martin von Los Angeles hierhergefahren, und bisher sieht es ganz danach aus, als hätte er sich auch das sparen können. Dieses Verhalten ist einfach nicht akzeptabel. In seiner wachsenden Frustration schreit Martin den Künstler von hinten an, doch die Musik ist zu laut. Und irgendetwas warnt ihn davor, Jim Francis anzufassen, lässt ihn selbst vor der kleinsten Berührung zurückschrecken, die seinem Klienten signalisieren könnte, dass er gern mit ihm reden würde. Als das Gebrüll von Axl Rose zwischen zwei Songs einen kurzen Moment verstummt, sieht er seine Chance gekommen. — JIM!

Der Künstler wirbelt herum, greift nach der Fernbedienung und schaltet die Musik aus. Er blickt Martin ausdruckslos an.

— Ich verstehe ja, dass du viel zu tun hast, und ich bewundere deine Arbeitseinstellung sehr, aber wir haben einige wichtige Entscheidungen wegen der Ausstellung zu treffen. Ich bräuchte wirklich für einen Moment deine ungeteilte Aufmerksamkeit. Ich bin deswegen extra von L. A. hergekommen ...

— Schon gut, blafft Francis ihn an, wird dann aber ein wenig zugänglicher. — Gib mir eine Stunde. Wir können ja was essen. Geh durch ins Haus, und lass dir von Mel einen Kaffee oder ein Bier oder so geben, sagt er und stellt die Musik sofort wieder dermaßen laut, dass Martin Crosby seinen Worten umgehend Folge leistet. Während er die Tür hinter sich schließt, betritt er

einen kleinen Vorraum, der ins Haupthaus führt. Das Atelier ist vermutlich eine ehemalige Garage. Auf gewisse Weise ist sie Teil des Ganzen, dann aber auch wieder nicht. Ein bisschen wie Francis selbst, sinniert er.

Martin hat Jim Francis' Frau Melanie erst einmal bei einer Ver-nissage getroffen. Auch heute erweist sie sich wieder als so lie-benswert und sympathisch, wie ihr Mann brüsk und distanziert ist. Sie hat ihr blondes Haar mit einem roten Band zurückgebun-den, trägt eine graue Jogginghose und ein rotes Tanktop. Auf dem Boden vor einem riesigen Flachbildfernseher liegen auf einer Gymnastikmatte ein Paar Hanteln und Gymnastikbän-der. Die dünne Schweißschicht auf ihrer Stirn kündigt von ihren jüngsten Kraftanstrengungen.

Melanie bittet Martin, auf der Couch Platz zu nehmen, und holt ihnen zwei Flaschen kaltes Mineralwasser. Dann setzt sie sich in einen Polstersessel und verschränkt die Beine zum Lo-tussitz. — Jim kann bei der Arbeit ziemlich angespannt sein. Ich bewundere es, wie sehr er bei der Sache ist. Ich selbst lasse mich viel zu leicht ablenken. Manchmal ist er allerdings nicht unbed-ingt der Umgänglichste, sagt sie und schüttelt dabei liebevoll lächelnd den Kopf, um Martin wissen zu lassen, dass diese Beob-achtung keinesfalls geringschätzig gegenüber ihrem Mann ge-meint ist.

Als Jim Francis schließlich erscheint, sind eher anderthalb Stun-den vergangen, und Martin verspürt mittlerweile gewaltigen Hunger, auch wenn ihn Melanies angenehme Gesellschaft zwis-schenzeitlich davon abgelenkt hat. — Wir sind nicht lange weg, sagt Jim zu Melanie und fordert Martin mit einem stummen Ni-cken auf, ihm zu folgen. Um bei einer Frau zu landen, die derart offen, lebhaft, gut aussehend und dazu auch noch deutlich jün-ger ist als er, muss Jim Francis zweifellos irgendeine Form von Charme besitzen. Martin Crosbys Suche danach wurde bislang allerdings nicht von Erfolg gekrönt.

Sie steigen in Francis' Kombi und fahren schweigend nach Santa Barbara, wo sie vor einem Strandcafé namens Shoreline

parken. Im Schatten der überdachten Terrasse mit Blick auf den Pazifik stellt Martin fest, dass Francis schon etwas entspannter wirkt. Als der Künstler ein ihm bekanntes Paar mit einem großen, faltigen, exotischen Hund entdeckt, schüttelt er dem Mann zur Begrüßung die Hand, haucht der Frau einen Kuss auf die Wange und liebkost dann mit aggressivem Enthusiasmus das begeisterte Tier. — Nachbarn, klärt er Martin auf, während sie an einem der Tische Platz nehmen. — Na, wie läufst, Candy?, fragt Francis die junge Kellnerin und schenkt ihr ein Lächeln.

— Alles super, Jim, flötet sie und strahlt schlagartig übers ganze Gesicht. Martin schließt sich der Bestellung seines Klienten an: Eiweißomelette mit Spinat, Feta-Käse und zum Dessert frische Früchte. Er öffnet sein MacBook und zeigt Francis die Ausstellungslayouts: Variationen zur Hängung der Bilder und der Aufstellung der Skulpturen. Er erläutert die Lichtsituation vor Ort, beschreibt, wie unterschiedlich sich Tageslicht und Kunstlicht auf die einzelnen Stücke auswirken. — Ich dachte, du könntest vielleicht einen halben Tag entbehren, um dir mal alles anzusehen, hebt er an, bevor Francis ihn mit einem entschiedenen Tippen auf das erste Ausstellungslayout verstummen lässt. — Das hier ist top, sagt er.

— Es hat tatsächlich Vorteile, stimmt ihm Martin zu. Es gibt allerdings das Problem, dass hier eine Ziegelwand ist und keine Fenster ...

— Es ist top, wiederholt Francis und blickt zum Nachbartisch hinüber, wo eine Gruppe von Independence-Day-Zechern gegen ihren Kater antrinkt – in jedem ihrer riesigen Gläser mit Margaritas steckt außer einem Strohhalm noch eine umgedrehte Corona-Flasche.

— Also gut, Jim, es ist deine Entscheidung, antwortet Martin mit einem schmallippigen Lächeln. — Mir gefallen die schlichten klassischen Säulen als Podeste für die Kopfskulpturen besonders gut. Sie verleihen ihnen so einen Hauch von »Untergang des alten Roms« ...